

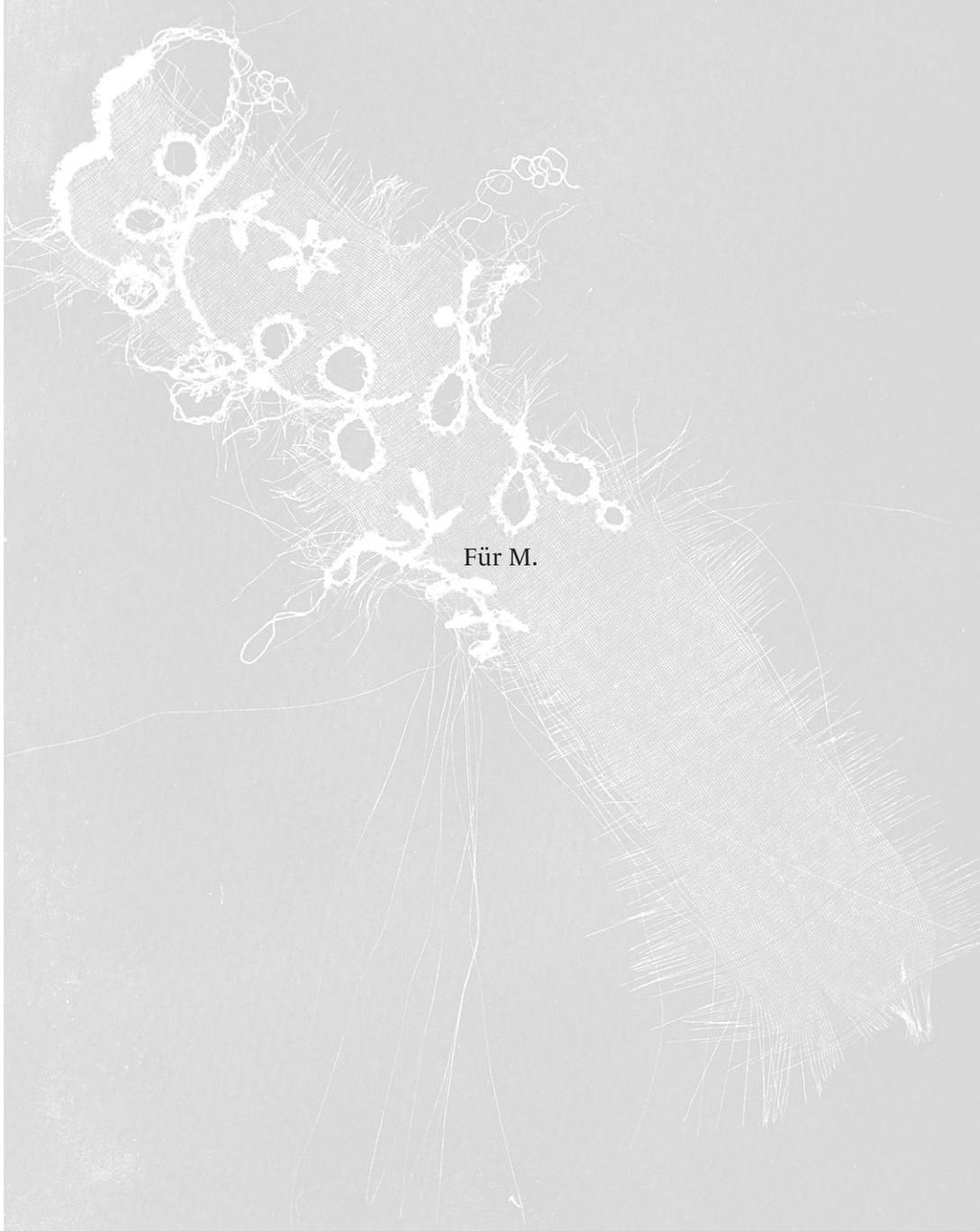
ROSA IN GRAU

Simone
Scharbert

ROSA
IN GRAU

Eine
Heimsuchung

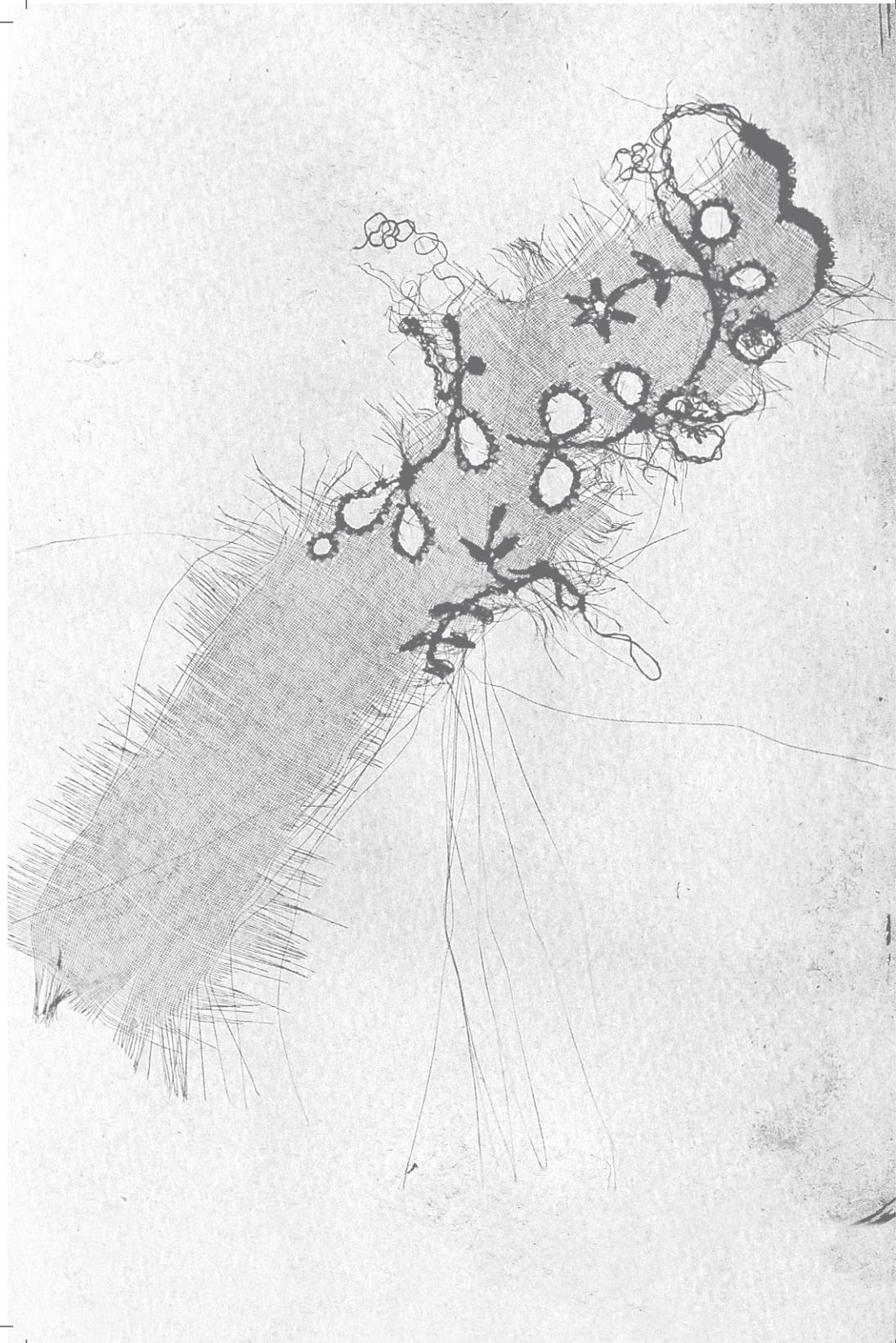
edition
AZUR



Für M.

»Wenn nur jeder Mensch jemanden hat,
der nach ihm sieht.«

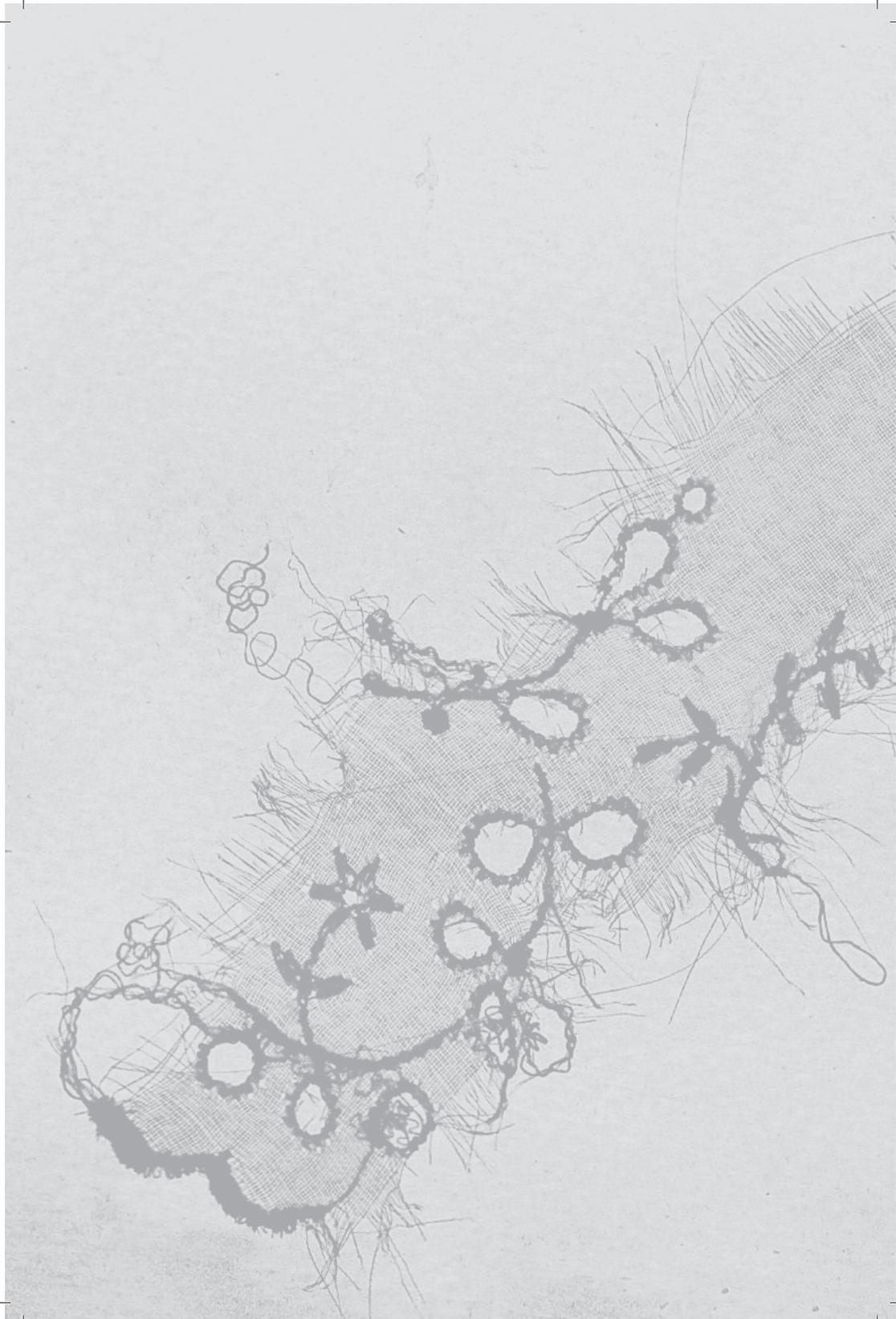
Helga M. Novak

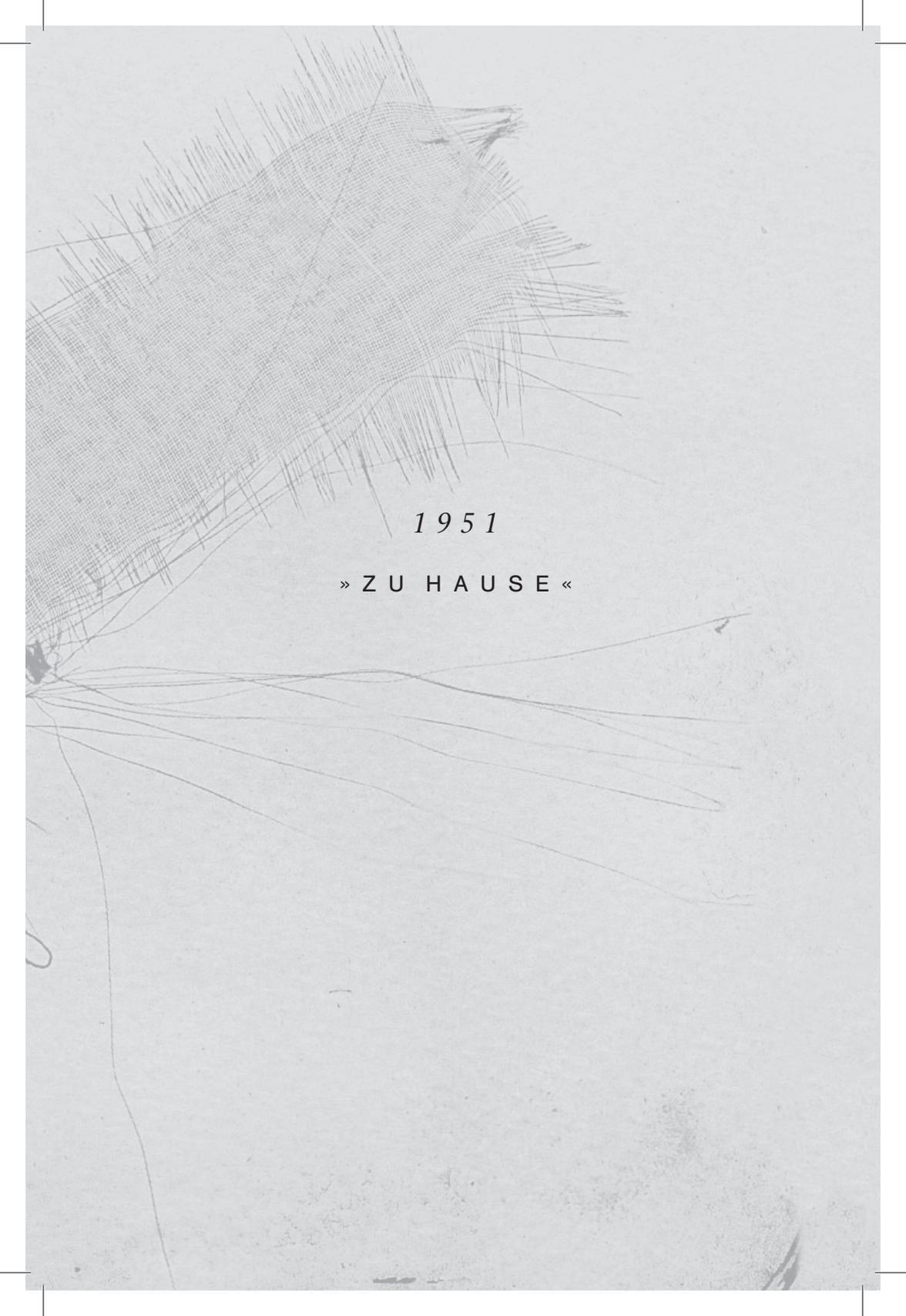


*

Ich nehme den Mantel ab, hänge ihn an den Haken neben der Tür. Der Mantel ist weit, ein ganzes Land. Mein Körper darin verschwindend. Zu klein für den Mantel, zu klein für die Stadt.

Ich durchmesse die Stadt mit Schritten. Jeden Tag aufs Neue. Ich kenne die Wege genau. In meinem Kopf ein Brei an Lauten. Stimmen schwimmen. Dazwischen meine eigene. Dünner Faden auf einer Spule, am Anschlag. Immer wieder der Versuch, Namen zu erinnern. Meine Gedanken greifen ins Nichts. Kein Ton, kein Anlaut, kein Anruf eines Namens. Nichts. Während ich gehe, hole ich Luft, atme ruhig. Bin mir selbst Begleitung. Beobachte mich genau. Meinen Gang, die Stiefel. Meine Figur, zu dünn. Lotternd. Im großen, zu weiten Mantel. Als wäre er ein Versteck. Aber die Stadt findet mich immer wieder, lässt mich nicht bleiben. Spuckt mich aus wie ein zähes Stück Fleisch.



The background of the page is a light gray color with a complex, abstract pattern of fine, overlapping lines. In the upper left quadrant, there is a dense, grid-like structure that resembles a woven fabric or a fine mesh. From this area, several thin, curved lines extend downwards and to the right, creating a sense of movement and depth. The overall effect is that of a textured, layered surface.

1951

» Z U H A U S E «

*

Rosa sitzt am Küchentisch. Ich sehe, dass ihre Füße noch immer nicht den Boden berühren. Sie stecken in Sandalen, es ist warm. Wahrscheinlich ist es Sommer. Juli. August vielleicht. Sie sitzt auf der Eckbank, etwa zehn Zentimeter fehlen ihr noch zum Boden. Ihre Beine baumeln gleichmäßig. Ich überlege, wie viele Jahre in zehn Zentimeter passen. Rolle das Maßband aus, lege es in die Zukunft. Ins Ungewisse. Rosa sitzt still.

Jemand hat ihre dunklen Haare zu zwei dünnen Zöpfen geflochten. Vielleicht ich. Ihre Augen sind auf mich gerichtet, groß, fast so groß wie der Mantel sind sie. Rosa kann atmen, ohne dass man es sieht. Ohne dass ich es sehe. Von Anfang an konnte sie das, von dem Moment an, als sie auf der Welt war. In der Welt war. Sie kam still. Als wollte sie nicht stören. Schmiegte sich ein, fand Platz in den Ritzen unseres Alltags. Ein warmes Bündel, das an meiner Brust trank, die Augen weit offen. Ein warmes Bündel, das durch die Nacht schlief, keine Angst hatte. Weder vor Dunklem noch vor meinem Gesang, *mit Näglein besteckt*. Diese kleinen Näglein, mit denen man die Nacht festheftet. Auf einer Bettdecke, auf einem Kissen, am Nachthemd, sodass sie nicht verrutschen kann. Diese kleinen Näglein, vor denen ich als Kind so viel Angst hatte. Ich erinnere genau, wie sie im Gesang meiner Mutter steckten, wusste nicht, dass diese Näglein ein Gewürz sind, in ein anderes Land führen, das ich nie sehen würde, das nur seinen Geruch verströmte, aus Braten, aus Suppen, aus Weihnachtsgebäck. In der Nacht war nichts zu riechen. Stille hat keinen Geruch.

Rosa öffnet den Mund, ich sehe es genau. Sie spricht ein paar Worte, in Zeitlupe: das Auf und Ab ihrer Lippen, wie in einem Aquarium, hinter Glas. Nichts zu hören, nur das feine Schweben der Luftblasen zu sehen. Ich konzentriere mich. Komme aber gegen die Scheibe nicht an, klebe fest. Kann nicht zu Rosa, kann sie nicht hören. Obwohl ich nur wenige Meter von ihr entfernt bin. Versuche, ruhig zu atmen, etwas zu hören, aber da ist nichts, keine Stimme auszumachen. In meinen Ohren ein Tosen, ein Rauschen, das mich wegspült, aus der Küche, an Rosas offenem Mund vorbei.

Ich weiß nicht, wie lange es dauert. Wie viel Zeit in dieses Rauschen passt. Wie viele Zentimeter, bis ich wieder Boden unter den Füßen habe. Deutlich höre ich das Ticken der Zeiger hinter meinem Rücken. Vor mir Rosa, wie sie immer noch am Küchentisch sitzt, still, die Augen weiter groß auf mich gerichtet, als wäre keine Zeit vergangen, als wäre alles noch wie immer, und ich taste vorsichtig nach der Scheibe, aber da ist nichts, kein Aquarium, kein Wasser, nur die Küche, Rosa und ich, und jetzt verstehe ich sie ganz deutlich, ihre wenigen Worte, die helle Stimme, Rosas Silberklang,

Ich habe Hunger,
und vorsichtig schiebt sie noch ein Wort hinterher,
zwei Silben, Gleichklang,
ich weiß, dass sie mich damit meint,
Mama,
ich fühle mich ertappt,
blicke zurück,
Mama,

der Ton jetzt fragend, als wäre ich nicht da, bittend auch, und ihre Augen immer noch so groß, größer als der Mantel, ob ihr jemand Frühstück gemacht hat, frage ich mich, vielleicht ich, aber das ist ungewiss, wie lange sie da sitzt, auch das frage ich mich, und jetzt rutscht sie auf der Eckbank an den Rand, lässt die Füße auf den Boden gleiten, eine schnelle Bewegung, etwas Vertrautes, die Sandalen geben einen Laut, als wollten sie Rosas Anwesenheit verkünden, aber ich sehe sie ja, wie sie jetzt neben dem Küchentisch steht, mit ihrem kleinen Körper, den dünnen Zöpfen, und sehe auch, wie sie auf mich zukommt, die wenigen Schritte, und dann meine Beine umarmt, den Kopf in meiner Schürze verbirgt, ihre Arme fester um mich zieht, als würde sie mich halten, so ein kleines Kind, mich, in der Gegenwart, im Jetzt.

Sacht löse ich Rosa von mir, schaffe Abstand zwischen uns. *Setz dich*, aber sie bleibt stehen, störrisch, weicht nicht von meiner Seite. Und also greife ich ihr mit beiden Händen unter die Achseln, greife fest zu, spüre sofort Rosas Rippen, deutlich unter ihrem Kleid, hebe sie hoch, sie ist so leicht, zu leicht, denke ich, setze sie auf die Anrichte. Rosa lässt alles mit sich geschehen. Ruhig bleibt sie sitzen, ihre Beine reichen gerade mal über die Schubladen. Erst jetzt sehe ich ihr schrundiges Knie. Das Blut vertrocknet. Ein kleines Krustenland auf ihrer Haut. Ich deute darauf, fragend. Und Rosa zuckt mit den Schultern, sagt, dass es nicht schlimm, sie nur gestolpert sei. Ich sage nichts. Weiß nicht, was zu tun ist in so einem Moment. Was gut ist für Rosa. Hole den kleinen Topf aus der Anrichte, halte ihn ins Spülbecken und drehe den Hahn auf. Sehe dem Wasser zu, wie es in den Topf läuft, die weiße Emaille füllt. Im Topf spiegelt sich mein Gesicht: wie

es im Wasser schwimmt, verzerrt von kleinen Wellen. Und Rosas Kopf, wie er neben mir auftaucht, wie wir gemeinsam schwimmen. Rosas Lächeln, wie es sich ausbreitet, ohne Angst, und also drehe ich den Hahn zu, halte die Zeit an. Rosas Lächeln bleibt ruhig auf dem Wasser liegen.

Den Herd muss ich anmachen. Eine Hand greift nach den Streichhölzern, die andere drückt und dreht den Knopf, hält ihn. Gas zischt leise und ich versuche mit nur einer Hand ein Hölzchen aus der Schachtel zu nehmen. Bin aber zu ungeschickt. Rosa beobachtet jede Handbewegung genau. Ich halte ihr das Schächtelchen hin. Sie versteht sofort, greift hinein, greift nach einem einzelnen Hölzchen. Zielsicher macht sie das, streckt es triumphierend in die Höhe: Als wollte sie sagen, siehst du, wir schaffen es, gemeinsam bekommen wir es hin. Ich streiche ihr über den Kopf. Langsam. Murmle ihren Namen, *Rosa*.

*

Es ist Mittag. Vielleicht Nachmittag. Ich stehe in der Küche. Immer noch oder schon wieder. Um mich nur Rosas. Ich kann sie nicht zählen, nicht voneinander unterscheiden. Schauen zu mir auf. Alle tragen das gleiche Kleidchen, die Haare zu dünnen Zöpfen geflochten. Jemand muss das gemacht haben. Ich nicht. Das ist sicher. Ich kann schon lange keine Zöpfe mehr flechten, auf meine Finger ist kein Verlass. Die Rosas greifen nach mir, legen ihre Hände auf meinen Bauch, auf meinen Rücken. Streicheln mir über die Arme, über die Hände. Ziehen Linien über meine Kleidung, Berührungsmuster. Manche legen ihr Gesicht auf meine Brust, stellen sich auf die Zehenspitzen. Unheimlich ist das. Ihre Stimmen formieren sich, summend, zunächst leise, schön klingt das, noch, dann aber schälen sich einzelne Silben aus dem Gesang, werden deutlicher, lauter, *Ma-ma*, dieses ewig wiederkehrende *Ma-ma*, und ich sehe wie ihre Gesichter zu offenen Mündern werden, dunkle Vokalhöhlen für dieses eine Wort, das sie nun schreien, gemeinsam. Sich übertönen, kreischen, weinen. Sie legen ihre Hände auf mich, packen richtig zu, lassen mich nicht mehr los, krallen sich in mich, und ich weiß nicht, wie ich sie beruhigen kann, ich kann nichts tun gegen die Scheibe, gegen das Wüten meines Körpers, gegen die bebende Stille in meinem Kopf.

*

Ich reiße Blätter vom Kalender. Zahlen, Monatsnamen. Verbrenne sie. Heimlich. Ich habe meine eigene Zeitrechnung. Jemand sagt, dass jetzt die Weihnachtszeit beginne, dass Advent sei. Wahrscheinlich die Nachbarin. *Advent*. Ich spreche das Wort leise, schiebe es in meinen Mund hin und her, *Advent*. Komisch fühlt sich das an. Meine Zunge stolpert, bleibt hängen. Ich nicke, versuche mir zu merken, dass jetzt der *Advent* beginnt. Eine Hand legt sich in meine, eine Stimme in mein Ohr.

Mama.

Ich erschrecke.

Mama?

Zucke zusammen.

Rosa steht neben mir, steht einfach da.

Sie sagt nichts weiter. Reicht mir nur ihren Blick.

Es ist Advent, sage ich zu ihr.

Rosa nickt. Ohne ein weiteres Wort zieht sie ihre Stiefel an: Setzt sich auf den Boden, nimmt mit beiden Händen erst den einen, dann den anderen Stiefel, steckt ihre Füße hinein. Ich sehe zu, wie sie die Schnüre um die Ösen legt. So konzentriert ist. Einen Knoten zieht, eine Schleife bindet. Auf beiden Seiten. Geschnürtes Schweigen zwischen uns. Rosa steht auf, blickt auf ihre Stiefel, dann zu mir. Wahrscheinlich ist sie stolz, aber sie sagt nichts. Wahrscheinlich soll ich etwas sagen, weiß aber nicht, was. Und also nehme

ich ihren Kindermantel vom Haken. Halte ihn so, dass sie hineinschlüpfen kann. Ihr Mantel, ein kleines Land. Geschickt ist sie. Steckt erst den rechten Arm, dann den linken hinein. Lacht dabei, ein Kichern eher. Ich knie mich vor sie, knöpfe ihr den Mantel zu. Einen Knopf nach dem andern, summe dabei, *Knöpfchen, Knöpfchen, du musst wandern*. Rosa lässt sich nach vorne fallen, legt ihr Gesicht an meine Brust. Legt sich ins Leise. Wenn ich vor ihr knie, sind wir fast gleich groß. Auf Augenhöhe. Pupillengespräch. Ich singe kaum hörbar weiter.

Von der einen Hand zur andern.

Nehme Rosa in den Arm, halte sie fest.

Spüre den kleinen Körper. Ihren Atem.

Das Herz. Wie schnell es klopft.

Schließe die Augen.

Das ist schön, das ist schön,

und Rosa singt jetzt leise mit, ihr Silberklang in meinem, Gleichklang, ein schönes Gefühl, *Knöpfchen, lass dich nur nicht sehn*, sie kichert wieder, zeigt auf ihre Knöpfe, gut sichtbar, rote Knöpfe, vier Stück an der Zahl, *es ist Advent*, sage ich, und Rosa nickt. Ich bin beruhigt. Das also ist gewiss.

*

Nur schwaches Licht über mir. Dämmerung. Mein Körper weit entfernt, ungenau. Das Schärfen der Augen, ein Versuch. Das Sich-wieder-Finden. Zwischen Regalen. Offenem Mauerwerk. Im Keller. Modrig riecht es, feucht. Meine Hand streicht über einzelne Kisten, ich sehe mir selbst dabei zu. Weiß nicht, warum ich nach unten gegangen bin. Drei Stockwerke in den Keller. Was ich hier holen wollte, wonach ich suche. Ob ich überhaupt etwas suche. In meinem Kopf ist es verdächtig ruhig. Ich stehe auf, gehe Regale entlang, greife nach Gläsern. Erkenne meine Schrift, lese: Namen für eingeweckte Beeren, eingekochtes Rot. Aus einer anderen Welt. Aus einem Damals. Denke daran, wie ich Beeren und Kerne durchs Geschirrtuch abgeseiht, Fruchtmus durchgedrückt, Gelee gekocht habe. Dass ich das konnte. Und wie das aussah, rote Kerne im weißen Leinen. Ihr Glänzen, ihre Vereinzelung. Als würden sie dort nicht hingehören, wären fehl am Platz. Ich gehe weiter, langsam, nur ein, zwei Schritte, bleibe beim Rhabarberkompott stehen. Ich mag Rhabarber, mag das Widerspenstige, dass er überall Fuß fassen kann. Ob es Winter, vielleicht sogar Weihnachten ist, frage ich mich. Dass ich mir das merken wollte. Sehe mich um, ob irgendetwas darauf hindeutet. Weihnachtsschmuck. Kerzen. Warme Kleidung. Ein Geruch, vielleicht. Aber nein, nichts. Hier im Keller gibt es Jahreszeiten nur im Glas. Eingemacht, verschlossen. Haltbar auf ewig, was auch immer das bedeuten mag.

Plötzlich hängt Rosa an mir, ich erschrecke. Wie eine Katze ist sie manchmal, so leichtfüßig und nicht zu hören. Auch

ihre Art, sich an mich zu schmiegen, uns gemeinsam ins Jetzt zu wiegen. Ich streiche ihr übers Haar, sie zuckt zurück, wendet mir ihr Gesicht zu. Überrascht sieht sie aus. Ihre Augen so groß, randlos, spiegeln die Glühbirne, verdoppeln sie. Leuchtdraht in ihren Pupillen: Unheimlich, die dünn schimmernden Linien im kleinen Kind.

Ich schiebe Rosa von mir, bedeute ihr, dass sie kurz stehen bleiben soll. *Warte*. Greife nach einem Glas, drehe es so, dass ich das Etikett lesen kann. Eingestaubt ist es, die Schrift kaum zu entziffern, das Innere dunkel. Meine Augen müssen sich erst gewöhnen. An diese Welt und wie sie jetzt ist. Rosa drängt sich an meinen Körper, ich spüre ihre Neugier. Höre ihre Stimme, wie sie zu mir reicht.

Mama? Was ist in dem Glas?

Stille.

Es sieht komisch aus, oder?

Nicken. Stille.

Hast du das gekocht?

Unsicherheit. Stille.

Ich nehme das Glas in die Hand, ziehe es aus dem Regal und halte es ins Licht. Drehe es leicht hin und her, verfolge die Bewegung des Inhalts. Es sieht nach Rotkohl aus. Dünn geschnittenes Violett, wenig Flüssigkeit, verschlossene Novemberluft. Ich sehe abgeerntete Felder. Sehe das Gähnen der Pflanzen, ihr Verfaulen auf dem Acker. Und wie es dauert. Überdauert.

Rosa zupft an meinem Rock, energisch. Ich wische ihre Hand vom Stoff, stelle das Glas zurück ins Regal. Weiß noch immer nicht, was tun. Weiß nicht, was ich hier wollte, im Keller. Drehe mich unwirsch um. Rosa stolpert, fällt beinahe. Gibt keinen Laut von sich, fängt sich selbst auf. Sie ist so geschickt. Und irgendetwas in mir reißt auf, als ich sie so sehe, Stimmen sitzen wieder im Mantel, in mir, ein weites Land, Bilder verschwommen, dazwischen ein scharfes

Lass mich los,

aber nein, das haben wir nicht gesehen, durften wir nicht sehen, haben wir uns nur ausgemalt, mit erzählten Farben, unsere Finger färbten sich davon, erst die Kuppen, dann der Rest. Gräulich. Violett. Ein leichtes Grün. Das Wachsen der Stille, der Leere. Übers Feld, unsere inneren Äcker. Brachland. Gefolgt vom Einlegen der Erinnerung, kleine Scheibchen, dünn geschnitten. Mehr war nicht zu verkraften, ein Vater, der von der Decke hängt,

Lass mich los,

Rosa brüllt jetzt. Ich kann es sehen, aber nicht hören. Stehe wieder hinter der Scheibe, dränge mich dagegen, schlage aufs Glas, rhythmisch, schließe die Augen, Lidschlag, Herzschlag, Faustschlag. Rauschen.

*

Es ist Weihnachten, diesmal ist es gewiss. Jemand hat Sterne in die Fenster gehängt. Aus Stroh. Dahinter die Stadt. In der Küche steht ein Adventskranz. Gebundenes Grün. Darauf vier Kerzen, rot. Auf einem Teller. Jemand hat sie angezündet. Die Flammen sengen den Nachmittag an. Stete Verformung. Verfließen. Jemand hat auch den Tisch gedeckt. Vier Teller, vier Schüsseln, vier Gläser. Aber niemand hat gesagt, was ich tun, was ich anziehen soll.

Ich stehe vor meinem Schrank. Im Schlafzimmer. Die Türen weit geöffnet. Dahinter Leere. Vor mir ein Kleiderberg. Blusen, Röcke. Übereinandergeworfen. Darauf Strümpfe, die über den Berg kriechen. Wie Schlangen. Das macht mir Angst. Weniger die Büstenhalter, die vielen Unterhosen. Cremefarben sind sie, schimmern leicht. Ich sehe an mir runter. Meine Füße sind nackt, kaum zu sehen. Ich stecke fest in meinem Nachthemd. Niemand hat gesagt, dass ich es ausziehen soll. Es ist weiß, aus dickem Stoff. Darauf kleine Blumen. Jemand muss sie gestickt haben. Der Kragen vom Nachthemd reicht mir bis unters Kinn, der Saum bis an die Füße. Ich denke mich als Engel. Das ist gut. Strecke die Arme in die Luft, senke sie. Wiederhole das Ganze. Einmal, zweimal. Dann immer wieder. Werde schneller, lasse die Arme nach oben und nach unten sausen. Natürlich, ein Flügelschlagen. Was sonst? Ich kann die Luft hören, ihr Sausen, ihr Flüstern. Steige weiter auf den Kleiderberg, sinke ein bisschen ein. Meine Füße stecken im Stoff, weich fühlt sich das an. Für einen Moment schwebe ich im Tag. Fühle mich leicht. Unberührbar.